

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

37265

II

**Fürst Bismarck,**  
der deutsche Reichskanzler.

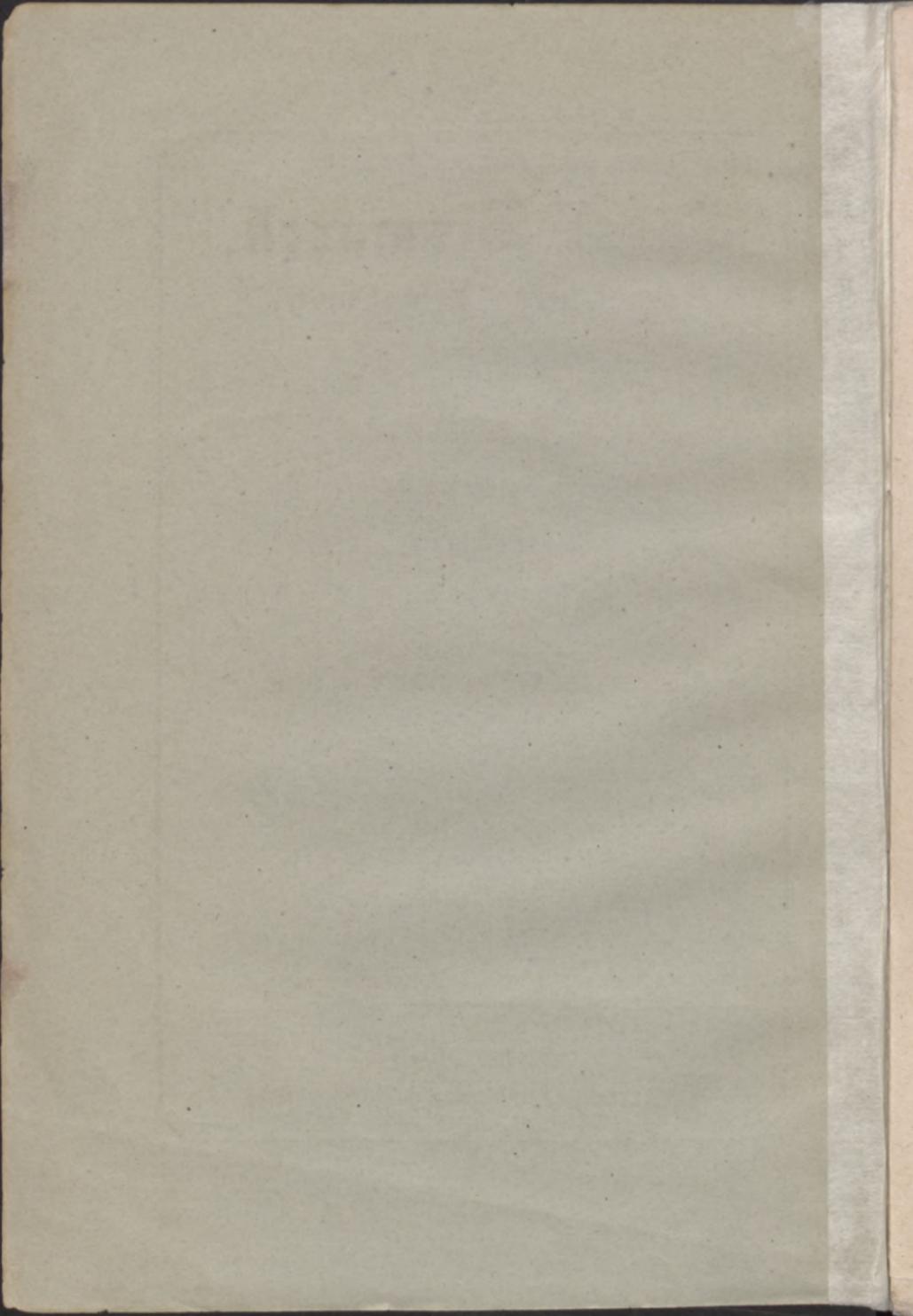
Ein  
Lebens- und Charakterbild,  
dargestellt in einer  
**Festrede**  
zum 60. Geburtstage des Fürsten,  
gehalten im  
Saale der Lesegesellschaft zu Köln  
am 1. April 1875  
von  
**Dr. Joseph Schlüter.**  
Zweite Auflage.

Bremen, 1875.

Verlag von J. Kühnmann's Buchhandlung.

IX 234  
6182

BIBLIOTHEK  
VARZIN.



# Fürst Bismarck,

der deutsche Reichskanzler.

~~~~~  
Ein

Lebens- und Charakterbild,

dargestellt in einer

**Festrede**

zum 60. Geburtstage des Fürsten,

gehalten in

Saale der Lesegesellschaft zu Köln

am 1. April 1875

von

**Dr. Joseph Schlüter.**

Zweite Auflage.

~~~~~  
Bremen, 1875.

Verlag von J. Kistmann's Buchhandlung.

Druck von Diebr. Soltau in Norben.

37265

5.



## Hochgeehrte Versammlung!

Aufrichtige Freude erfüllt mich, daß es mir vergönnt, in der gastlichen Mitte werther Gesinnungsgegnossen, politischer Freunde das Wort ergreifen zu dürfen zu Ehren des Mannes, der am heutigen Tage sein sechzigstes Lebensjahr vollendet hat.

Gewiß bietet uns dieser sechzigste Geburtstag ein ganz anderes Bild wie etwa der vom alten Boß geschilderte siebenzigste. Statt der behaglichen Idylle sehen wir hier, wenigstens was die letzten zehn Jahre betrifft, auf ein Leben voll unerhörter Arbeiten, Anstrengungen und Aufregungen, die des Fürsten einst riesenstarke Kraft und Gesundheit vor der Zeit erschüttert haben. —

Mit einigem Zagen freilich trete ich nunmehr an die mir vorgesezte Aufgabe, ein in leichten, raschen Umrissen gehaltenes Lebens- und Charakterbild unseres Fürsten-Reichskanzlers in den knappen Rahmen dieser Stunde zu fügen. Sind es ja nur ein paar frische Lorbeerreiser und grüne Eichenblätter, die ich zu Ehren des siegreichen Diplomatenfürsten, des thatkräftigen, echt deutsch gesinnten Mannes, angesichts der bekränzten Büste dort, dankbaren Sinnes hier niederzulegen wage. Doch gehoben und gekräftigt fühle ich mich durch das Bewußtsein, daß ich mit meinen bescheidenen

Worten nur Ihren eigenen Gefühlen Ausdruck gebe, daß ich mit dem vollen Antheil meiner innersten Ueberzeugung zu Ihnen reden darf. Bezeugt doch schon Ihre ehrende Gegenwart, diese dichtgedrängte Versammlung Ihre Sympathien für den Gefeierten des Tages, die Anerkennung seiner hohen Persönlichkeit.

Wenn man nun auch wohl in neuerer Zeit, wo ein größeres Maß politischer Bildung sich verbreitet, wo so manche tüchtige Männer über das gewöhnliche Mittelmaß hinausgehoben erscheinen, die Bedeutung einzelner Persönlichkeiten für die Gestaltung der Geschichte geringer zu schätzen geneigt war, so stehen doch immer wieder Männer auf, die ihrem Zeitalter den Glauben an sie beizubringen wissen, ihm ihren eigensten Stempel ausprägen, deren Namen, weit über die Zeit ihres Lebens und Wirkens hinaus, die Jahrhunderte durchleuchten!

Und wiederum finden wir, daß solcher hochbedeutenden Männer, oft zu gegenseitiger Ergänzung ihres Wesens, sich gern zwei zusammenfinden. So begegnen uns — ich greife nur die bekanntesten Namen, die wir unwillkürlich stets zusammen nennen — in der Geschichte unserer Kunst und Literatur die hellstrahlenden Doppelsterne Mozart und Beethoven, Göthe und Schiller; so zur Zeit der Freiheitskriege der alte Marschall Blücher und der Freiherr v. Stein. Und so erscheinen in der Geschichte unserer Tage einander zugesellt Bismarck und Moltke, oder noch besser und treffender gesagt: Kaiser Wilhelm und sein Kanzler!

Sehen wir auf unseren greisen Heldenkaiser, so ist es wohl unbestritten, daß eben seine zugleich ehrfurchtgebietende wie herzugewinnende Persönlichkeit es so wunderbar rasch ermöglicht, das allen, so oft in Hader getrennten Stämmen eine große Heimath bietende deutsche Haus zu gründen und dessen weiteren Ausbau zu fördern und zu sichern. Ihm konnten sich die deutschen Fürsten willig unterordnen, in ihm das Haupt des Reiches anzuerkennen konnte für sie kaum ein Opfer sein; und für den schlichten Sinn des Volkes konnte der Gedanke „Kaiser und Reich“ sich in keiner andern Persönlichkeit glücklicher verkörpern.

Ein Gleiches ist es mit unserem Kanzler — einer Achtung heischenden originalen Prachtfigur! Auch er stellt, schon in seiner hochaufgerichteten, fast hünenmäßigen Gestalt dem Kaiser ähnlich, eine Persönlichkeit dar, die so leicht keinen Zweifel an der vollen Wirklichkeit eines überragenden Genies, keinen Widerspruch gegen eine in Verfolgung hoher Ziele unbeugsame Thatkraft aufkommen läßt.

Wenden wir nun einen kurzen Rückblick auf seinen bewegten Lebensgang: wie Bismarck der Mann geworden, den Deutschland mit dankbarer Bewunderung, das Ausland, vorab Frankreich, mit Neid und Groll und, wo er droht und zürnt, mit Schrecken an der Spitze unserer Reichsverwaltung sieht.

Solch hohe Zukunft war dem Knaben wahrlich nicht an der Wiege gesungen, der dem Gutsherrn zu Schönhausen, Ferdinand v. Bismarck, am 1. April 1815 geboren worden. Seine Erziehung war die gewöhnliche der Zeit

und des Standes. Die ersten Jahre verlebte der junge Otto nicht auf der väterlichen Besitzung in der Altmark, sondern auf dem inzwischen von den Eltern ererbten Rittergute Kniephof in Pommern, wohin die Familie schon im Jahre 1816 übersiedelte. Aus dem Elternhause kam der erst sechsjährige Knabe (Ostern 1821) in eine Berliner Privat-Lehranstalt und seiner Zeit auf das Gymnasium zum Grauen Kloster, welche altberühmte Bildungsstätte er zu Ostern 1832 verließ, um nach seiner Angabe „in Genf, Bonn und Berlin die Rechte und Staatswissenschaften zu studiren“. So verzeichnet es die Chronik des Gymnasiums, das im vorigen Sommer, just um die Zeit des Rißfänger Attentats, sein dreihundertjähriges Jubiläum feierte.

Bald sehen wir unseren Bismarck als siebzehnjährigen „crassen Fuchs“ auf der Göttinger Hochschule, wo er stracks bei den Hannoveranern „einspringt“ und als flotter, forcer Student seiner Couleur alle Ehre macht. Er ist der kühnste Reiter, der gewandteste Schwimmer, der unermülichste Tänzer, der unüberwindlichste Zecher und vor allem — der gefürchtetste Schläger. Immer ist er wider seine Gegner zum Streite bereit und nicht säumig, ihn mit dem guten Schläger auszufechten. So bringt er es in drei Semestern auf 17 sehr anständige „Paukereien“, in denen seine Gegner stets gründlich abgeführt wurden. Stolz nennen die Hannoveraner ihren famosen Corpsbruder: Achilleus, den Unverwundbaren.

So zeigte der junge Bismarck von Haus aus Kraft und Selbstgefühl — er gab es schon damals deutlich genug

zu erkennen, daß er sich, seiner germanischen Reckennatur getreu, nicht leicht etwas bieten ließ. Ein Glück für uns, daß er so war und — blieb und dem gutmüthigen deutschen Michel, der sich fast von aller Welt „einen dummen Jungen aufbrummen“ ließ, diese sehr unberechtigte Eigenthümlichkeit einmal gründlichst austrieb.

Nach vollendeten akademischen Studien (er besuchte noch die Universitäten Berlin und Greifswald, letztere wohl als die der heimathlichen Provinz) mußte sich Bismarck leider zum Examen präpariren, das er, da der flotte Bursch herzlich wenig Collegia besucht, mit Hülfe eines geschickten Dozenten glücklich hinter sich brachte. Dann arbeitete er (1835) als wohlbestallter Auscultator am Berliner Stadtgericht. Aber bereits im folgenden Jahre trat der lange Herr Referendar — ein „Jurist nach dem Gardemaß“, wie der damalige Prinz (jetzt-Kaiser) Wilhelm auf einem Hofballe scherzend bemerkte — aus der Justiz, die einmal seine Passion nicht war, in den Verwaltungsdienst über. So kam er zunächst an die Kgl. Regierung zu Aachen, dann die zu Potsdam, wo er auch, im Herbst 1837, als Freiwilliger beim Garde-Jäger-Bataillon eintrat.

An die verlassene Justiz ward der Kanzler unlängst durch den bekannten Centrumsmann Windthorst etwas unziert erinnert. Bismarck habe wohl die weiteren Examina zu scheuen gehabt, meinte der wortgewandte welfische Exminister, wofür ihn dann der grimme Reichs-Abkanzler (wie die Wiener sagen) mit der gebührenden Antwort abführte und heim schickte.

Aber auch mit dem Regierungsdienste währte es bei dem ungestümen jungen Bismarck nicht lange. Er trat auch da aus und begnügte sich mit dem Amte eines Deichhauptmanns in der Altmark, während er sich zugleich die Bewirthschaftung seiner Pommerschen Güter angelegen sein ließ. Aus dieser stilleren Zeit verdient auch wohl erwähnt zu werden, daß sich Bismarck damals (1842) seine erste und längere Zeit einzige Ordensdekoration erwarb, indem er mit eigener Gefahr seinen Reitknecht vom Ertrinken rettete. „Für Rettung aus Gefahr“ — die Anerkennung konnte der große Staatsmann später noch mehrmals für sich beanspruchen! Als Gutsherr auf Kniephof — dem der „tolle Bismarck“, wie er bei den Bauern hieß, den Beinamen „Kneiphof“ erwarb — war Bismarck, der sich inzwischen ein glückliches Familienleben gegründet, auf dem besten Wege, ein echter preussischer Landjunker zu werden und vielleicht zeitlebens zu bleiben, hätte ihn nicht der bewegtere Gang der Ereignisse nach etlichen Jahren in das öffentliche Leben zurückgeführt.

Bismarck erschien 1847 als Deputirter auf dem ersten Vereinigten Landtag und die folgenden Jahre in der Zweiten Kammer, wo er sich als echtster altpreussischer Junker und eingefleischter Reactionär bemerkbar machte. Alle großen Städte, meinte er einmal, in der frischen Erregung des Revolutionsjahres 1848, müßten als die Herde der Revolutionen vom Erdboden vertilgt werden. Der ganze Liberalismus war ihm, als den Thron gefährdend, verhaßt und die

aus der demokratischen Bewegung geborene Schwarz-roth-gold-Schwärmerei, als ein leerer Traum und Trug, lächerlich.

Welche Wandlung hat der Mann, der damals, „stolz darauf, ein preussischer Junker zu sein“, die nationale Bewegung verleugnete, mit so manchen Edlen des Volkes durchgemacht! Wie hat sich an ihm, da er erst im späteren Leben den treibenden Geist der Zeit verstehen lernte, das hohe Dichterwort erfüllt: daß der Mensch mit seinen größeren Zwecken wachse! Verstockten Parteigläubigen zum heilsamen Exempel, sehen wir heute den Kanzler Bismarck, den früheren Führer der preussischen Ritter, mit dem Geheimen Legationsrath Lothar Bucher, dem früheren rothen Republikaner, auf Varzin einträchtig zusammen arbeiten.

„O quae mutatio rerum!“ — „welcher Wandel der Dinge!“ — mögen wohl die standhaften Abonnenten der Kreuzzeitung wehmüthig ausrufen. Von uns aber, die wir hier versammelt sind, waren vielleicht noch vor fünf Jahren Wenige, die so recht von Herzen an eine energische nationale Politik Preußens, eine durch das viel verschrie'ne Jahr 1866 bewirkte wesentliche Förderung der wahren Interessen Deutschlands glauben mochten. Die Zeiten haben sich eben gewaltig geändert, und gern brachten wir — während wir „das Opfer des Verstandes“ zu bringen anderen Leuten überließen — auf den so reich mit Gaben bedeckten Altar des Vaterlandes das geringe Opfer des Eigenwillens und Besserwissens. Ein leuchtendes Vorbild solcher selbstverleugnenden Hingabe an die Interessen des Staates, des Vaterlandes gab uns Fürst Bismarck, der,

gegen früher ein so ganz anderer Mann geworden, den schwersten und — schönsten Sieg über sich selbst gewann! —

In die diplomatische Laufbahn trat Bismarck im Jahre 1851 und zwar gleich an einem Orte, wo er zum Heile Deutschlands das Meiste lernen konnte. Er wurde Gesandter am Bundestag zu Frankfurt a. M. Hier lernte er so recht die ganze Armlichkeit und Erbärmlichkeit der deutschen Kleinstaaterie verachten, wie die Mittel und Ziele der österreichischen Politik, die es auf die vollständige Demüthigung Preußens abgesehen hatte, hassen.

Bezeichnend für ihn ist, wie er in jener Zeit der anmaßenden Ueberhebung Oesterreichs in der Person seines Vertreters, des Bundestagspräsidenten Grafen Rechberg, mannhaft entgegentrat. Als dieser einst die übrigen Gesandten bei sich im Hausrock empfing, machte es sich Bismarck, dem dies Benehmen doch etwas zu „gemüthlich“ erschien, auch seinerseits bequem und zündete sich, ohne weitere Umstände, wohlgemuth seine Cigarre an. Die scheinbare Kleinigkeit war für die gespannte Situation bezeichnend, und wohl mochten aus der Bismarck'schen Cigarre Funken sprühen, die, unter der Asche fortglimmend, den späteren Kriegsbrand entzündeten. „Kleine Ursachen, große Wirkungen“ — wie das Glas Wasser im spanischen Erbfolgekrieg und der Paletot Menschifof's, der zum letzten orientalischen Kriege einen äußeren Titel und Anlaß bot.

Bismarck sah klar ein, daß es in nicht zu fernem Tagen heißen werde: „Biegen oder Brechen“, daß die Zeit herannahe, wo Preußen, des habsburgischen Hochmuths satt und

müde, an sein gutes Schwert zu appelliren habe. Den bestehenden unfählich traurigen Zuständen, insbesondere dem sogen. Dualismus, d. h. der Zwiespaltung, der Halbierung Deutschlands je nach österreichischem oder preußischem Interesse, mußte über kurz oder lang ein Ende bereitet werden! Schärfer noch faßte Bismarck die Lage ins Auge, als er — inzwischen noch, seit 1859, Gesandter in Petersburg und kurze Zeit in Paris — im Herbst 1862 an die Spitze des preußischen Ministeriums berufen wurde.

Unbeirrt durch die hartnäckige Opposition des Landtags, dem er die eigentlichen Ziele seiner Politik „im Interesse des Dienstes“ nicht klarlegen zu dürfen glaubte, arbeitete er in Gemeinschaft mit seinem Könige daran, durch eine umfassende Heeresreorganisation den drohenden Ereignissen gewachsen zu sein. In schlagendster Weise hatte dann bald die nach dem siegreichen dänischen Kriege in dem befreiten Schleswig-Holstein beliebte Einrichtung einer gemeinsamen Regierung Preußens und Oesterreichs die Unhaltbarkeit, die Unmöglichkeit einer Conservirung der seitherigen deutschen Zustände dargethan. Der gordische Knoten mußte zerhauen werden, und Bismarck, der Mann von „Blut und Eisen“, war, trotz alles Bruderkrieg-Geschreis, der Mann dafür.

In raschem Siegesfluge stürmte der preußische Adler, der die Schwingen aus Friedrich's Zeit wiedergewonnen, über die blutige Wahlstatt von Königgrätz vor die Mauern Wien's. Beim bald erfolgenden Friedensschlusse bewies Bismarck, nicht eben zur Befriedigung preußisch-patriotischer

Heißsporne, die weiseste Mäßigung, indem er den besiegten süddeutschen Fürsten fast ihren vollen Besitzstand ließ, sie aber dagegen zum Eingehn geheimer Schutz- und Trugbündnisse mit Preußen bewog. Mehr als der augenblickliche Vortheil galt ihm, wie einem klugen Geschäftsmanne, die Rücksicht auf gute Kundschaft für die Zukunft, die Sorge, alle Kräfte des preußischen Staates und Deutschlands für größere Aufgaben zu sammeln. Zu dem Ende schloß er auch mit der Landesvertretung einen weisen Frieden, indem er — statt, wie ihm vorgeworfen, „Macht vor Recht gehn“ zu lassen — durch Nachsuchung der Indemnität (Schadloshaltung) das gute Recht seiner parlamentarischen Gegner anerkannte und damit die Vorbedingung zu gemeinsamer patriotischer Thätigkeit erfüllte.

Im selben Interesse und die Gefahren der nächsten Zukunft fest im Auge, fand es Bismarck auch gerathen, dem Bierhunger Frankreichs mit der Räumung und Schleifung der alten Bundesfestung Luxemburg, zur ersten Beruhigung, einen Brocken hinzuwerfen. Natürlich schrieen unsere allzeit gut „großdeutschen“ Ultramontanen Verrath! — und Rache für Sadowa! rief immer ungestümer das in seiner militärischen Eitelkeit schwer gekränkte Frankreich. Einen willkommenen Kriegstitel fand es in der an sich gewiß wenig beneidenswerthen Candidatur eines Hohenzollern für den eben ledigen spanischen Thron und forcirte, auch nach Rücknahme derselben, den längst geplanten Krieg durch das unverschämte Auftreten Benedetti's in Ems.

Benedetti triumvirte. Aber für seinen weiteren Ruhm

in der Geschichte hatte Bismarck bereits gesorgt. Er publicirte alsbald jenen berüchtigten, von Benedetti's eigener Hand auf Papier der französischen Botschaft geschriebenen Vertragsentwurf, wornach, laut Artikel 3 und 4, Napoleon sich verbindlich machte, die Annexionen Preußen's vom Jahre 1866 anzuerkennen und selbst der Verbindung Süddeutschlands mit dem norddeutschen Bunde nicht entgegenzutreten, unter der Bedingung, daß Preußen Frankreich unterstütze, wenn dieses, nachdem es sich in den Besitz Belgiens gesetzt, mit anderen Mächten in Krieg verwickelt würde.

Bekanntlich wurde nun Benedetti mit dem proponirten perfiden Geschäft von dem gewandteren, weitersehenden Bismarck schmähslich dupirt und obendrein durch die ganz unbezahlbare Kundmachung des mit Napoleon's eigenhändigen Randbemerkungen dekorirten Dokuments unsterblich blamirt. Gegen Frankreich aber war es ein von Bismarck's sicherer Hand geführter „Stoß in's Herz"! Wie Oesterreich durch die erste Kunde von der siegreichen Wörther Schlacht auf seine heiße Kriegslust und fromme Franzosenliebe einen gehörigen „kalten Wasserstrahl“ erhielt, so mußte anderseits dem sonst so vorsichtigen England, das bei dem sauberen Benedetti-Handel zunächst und unmittelbar theilhaftig gewesen wäre, über die gerühmte Biederkeit seines „alten und getreuen“ Bundesgenossen allgemach ein helles Licht aufgehen.

Dieser schwerwiegende moralische Erfolg war ein neuer hoher Triumph der unvergleichlich meisterhaften, Alles vor-

ausbedenkenden, alle Gegenanschläge parirenden, im richtigen Moment das Richtige treffenden Politik Bismarck's. Wie im Jahre 1866 sein sächsischer Nebenbuhler, der kleine gern-große Graf Beust (der die einst gegen Friedrich aufgebotene Intriguentkunst eines Grafen Brühl geerbt zu haben schien!), wie in neuester Zeit der unbohmäßige Pariser Botschafter Graf Arnim, so war nun Graf Benedetti ein für allemal kalt gestellt und abgethan. Drei Grafen gemacht — Bravo! rufen wir, Fürst der Diplomaten, fix in Worten, fest in Thaten, doppelmark'ger deutscher Mann! —

Doch kehren wir zum Gange des nunmehr vor aller unberufenen Einmischung gesicherten großen Krieges zurück: Frankreich war isolirt und — Deutschland eins! Mit gewaltigem Ruck war es „in den Sattel gehoben“, und siehe da! — es ritt vorzüglich: „Zum Rhein, über'n Rhein! Alldeutschland in Frankreich hinein!“

Auf Lulu's, des heiteren Kugelfängers, heroisches Debut bei Saarbrücken folgten rasch die Schlachten von Weißenburg und Wörth, wo gleich Nord und Süd in treuer Waffenbrüderschaft die gefürchtete wälsche Macht sammt ihrem Teufelspuk von Turcos und Zuaven vernichtend niederwarfen; wo „unser Fritz“, der allgeliebte königliche Prinz, Preußen und Bayern um seine Fahne sammelnd, mit stürmender Hand die Pforten des Krieges und zugleich der neuen großen Zeit eröffnete.

Diese ersten ruhmreichen Waffenthaten befestigten ja die Ueberzeugung: daß nur ein großer gemeinsamer Kampf dem seither lange niedergedrückten Gefühle der nationalen Zu-

sammengehörigkeit zum Durchbruch verhelfen konnte. Sie gaben dem harten und vielberufenen, aber durch den Lauf der Geschichte nothwendig gewordenen Bismarck'schen Worte von „Blut und Eisen“ eine glänzende Rechtfertigung; sie schufen die erste klare Idee von der kommenden Größe des Vaterlandes :

„Preis euch, ihr treuen Bayern,  
Stahlhart und wetterbraun,  
Die ihr den Wüstengeiern  
Zuerst zerspelt die Klau'n!  
Mit Preußens Nar zusammen,  
Wie truztet ihr dem Tod —  
Hoch über euch in Flammen  
Des Reiches Morgenroth!“

Während sein Werk im Gange, war aber Bismarck nicht müßig dahim geblieben; nicht litt es ihn, im einsamen Gemach, am grünen Tisch seine stillen Cirkel zu ziehen. Wie er im Jahre 66 — die Losung: Sieg oder Tod! — im Granatfeuer von Königgrätz stand, so war auch jetzt der reisige Mann seinem Könige, hoch zu Roß in der weißen Kürassier-Uniform mit dem schwefelgelben Kragen, auf's Feld der Ehre gefolgt. Mächtig lockte ihn ja „die preussische Trompete“, die, wie er einst vorausgesagt, „der Weckruf geworden für die deutsche Nation zu neuem Leben“!

So schaute er denn selber vor Metz jene gewaltigen, gleich der Leipziger Völkerschlacht, drei Tage währenden Massenkämpfe. Am 18. August, dem endlich entscheidenden Tage von Gravelotte, saß Bismarck, den nahen Aus-

gang des wilden Kampfes zu erwarten, mit seinem Könige auf einer Bank, deren Sitz eine Leiter war, als deren Füße rechts ein todttes Roß, links ein wackelndes Faß dienten.

Und weiter ging es nach Sedan! Auf einem vor-schauenden Hügel unweit der Stadt hielt König Wilhelm mit seinem Generalstab. In seiner nächsten Nähe, als sollte es den Bismarck'schen Schildspruch unter'm Kleeblatt deuten: „In trinitate robur!“ — „In der Dreiheit die Stärke!“ — drei Männer voll Kraft und Genie: Moos, Moltke, Bismarck! Weithin tobte und wogte da unten die Schlacht, bis es mählig stiller ward, bis die weiße Fahne aufstieg und der vieltausendstimmige Jubelruf zu ihnen hinaufdrang: „Gefangen der Kaiser — Mac Mahon, der Marschall — Gefangen das ganze französische Heer!“ Wohl mochte da folgenden Tags, am 3. September, König Wilhelm zum schäumenden Champagner (vielleicht die Marke „Bismarck“!) seinen verdienten Dreimännern den dankbaren Toast ausbringen: daß der eine das Schwert geschärft, der andere es geleitet, der dritte aber, Bismarck, durch seine geniale Staatskunst Beider Wirken ermöglicht habe.

Fürwahr, ein schönes Bild! Welchen Gegensatz aber bietet uns die Betrachtung eines anderen: Fürst Bismarck in seiner Begegnung mit „dem Neffen des Ohms“, dem gebrochenen falschen Spieler, der „an der Spitze seiner Truppen nicht hatte sterben können“! Hier siegende, selbstbewußte Kraft — dort feige Ohnmacht! Der Sturz des dritten Napoleon war entschieden, das Gericht der Weltgeschichte vollzogen. —

Nach solchem Erfolge glaubte man wohl der wilden Kriegsfurie das Haupt zertreten; wie von einem schweren Alp befreit, athmete Alles erleichtert auf, in froher Lust. Doch dem Jubelrausche, der den letzten Sieg gewonnen glaubte, der mit Millionen Stimmen ausrief: „Vorbei, geendet ist der Krieg!“ folgte bald die Ernüchterung. Man mußte einsehen, daß auf das (auch später noch von Jules Favre zu Ferrières wiederholte) Programm: „Kein Fußbreit unseres Landes, kein Stein von unsern Festungen!“ der Friede unmöglich war. Dafür sorgten, trotz der allgemeinen Stimme Englands, trotz der Gegenmahnung selbst eines Gervinus, der gesunde Sinn unseres Volkes und die überlegene Staatskunst des Fürsten der Diplomaten. Das einzig würdige Ziel des großen Kampfes, der einzige richtige Endreim des gewaltigen Heldenanges war — Paris!

„Und das Losungswort hieß, wie es damals hieß:  
Wohlauf, für den Rhein — nach Paris, nach Paris!“

Dem Kriege mit dem zweiten Kaiserreiche folgte der langwierigere und lästigere mit der dritten Republik. Endlich ruhte auch er — wie ein wunderbares Traumgesicht war er mit seinem abenteuerlichen Behang von Franc-tireurs und Luftballons, von Gambetta und Garibaldi an den erstaunten Sinnen vorübergezogen. Und Bismarck war treu zur Stelle, dem gedemüthigten schlauen Erbfeind diesmal gründlich deutsch den Frieden zu dictiren. Für jeden Kriegsmonat eine runde Milliarde — Straßburg und Metz, Elsaß und Lothringen wieder unser! Der ver-



Iorene Ehrenschatz war wiedergewonnen und die alte Westmark dem Reiche zurückgeführt!

Vorher aber hatten des jungen Bayernkönigs, eines zweiten deutschen Ludwig, hochherziger Aufruf und Fürst Bismarck's Wachen und Mühen noch ein anderes großes Werk glücklich zu Stande gebracht: die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums am 18. Januar 1871. Hoch vom alten Königsschlosse zu Versailles, dort, wo seit Jahrhunderten französischer Uebermuth unserm Vaterlande so vielfache Schmach angethan, rauscht stolz das Banner des neuen deutschen Reichs in den Lüften. Im glänzenden Spiegelsaale, angeichts der zur feierlichen Huldigung versammelten deutschen Fürsten, verliest der seitherige Bundes-, nunmehr Reichs-Kanzler die Proclamation Kaiser Wilhelms an das deutsche Volk, worin der greise Held „zu Gott hofft, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegen zu führen“. Das war im innersten Kerne, im wesentlichen, letzten Grunde — Bismarck's Werk!

Mit diesem freudigen Ausblick auf „Kaiser und Reich“ hatte der gewaltige Krieg das letzte beste Ende, den krönenden Abschluß gefunden, welcher den Helden der Freiheitskriege versagt blieb. Was damals, als unser treues Volk zum Lohn aller Kämpfe und Mühen — den Bundestag erhielt, im Herzen der besten Vaterlandsfreunde nur ein stiller, heimlich gehegter Wunsch gewesen, ward nun volle Wahrheit und Wirklichkeit!

Um die ganze Größe dieser Erfolge zu würdigen, zu er-  
messen, frage ich einfach: Was waren wir vordem — was  
sind wir jetzt? und lasse den Dichter (Em. Geibel in seinem  
„Grüße der Stadt Lübeck an Kaiser Wilhelm“) die Ant-  
wort geben:

„Im engen Bett schlich unser Leben  
Bereinzelt wie der Bach im Sand;  
Da hast Du uns was noth gegeben,  
Den Glauben an ein Vaterland.  
Das schöne Recht, uns selbst zu achten,  
Das uns des Auslands Hohn verschlang,  
Hast Du im Donner Deiner Schlachten  
Uns heimgekauft, o habe Dank!

Nun weht von Thürmen, flaggt von Masten  
Das deutsche Zeichen, allgeehrt;  
Von ihm geschirmt nun bringt die Lasten  
Der Schiffer froh zum Heimathsherd.  
Nun mag am harmlos rüst'gen Werke  
Der Kunstfleiß schaffen unverzagt,  
Denn Friedensbürgschaft ist die Stärke,  
Daran kein Feind zu rühren magt.“

Ja, wohl mag jetzt der Deutsche, zumal in fernen Lan-  
den, stolz auf sein Vaterland schauen, das endlich im Rath  
der Völker wieder Sitz und Stimme errungen; wohl mag  
er, wenn er am Mast der mächtigen Dampfer dessen Zeichen  
und Farben in Eintracht neben dem Sternenbanner der  
großen Republik sieht, ein Hochgefühl in sich tragen, wie  
es ein anderer Dichter (Gustav Beck) ausspricht:

„O Deutschland, du hohes, du herrliches du,  
Dich grüßen die Völker mit Lagen,

Doch deine Getreuen, sie jubeln dir zu  
Bei der Schwerter Kirrendem Schlagen:  
Ein Auge, Ein Herz, Eine Lippe und Hand,  
O Deutschland, herrliches Vaterland!"

Ja, welcher Gegensatz zwischen dieser unserer Gegenwart und der Vergangenheit! Herrin im eigenen Haus, Herrin seiner Geschicke, hat Deutschland endlich die ihm längst gebührende Machtstellung errungen. Früher ein Aschenbrödel unter den Nationen, steht sie jetzt hoch und hehr da — die gebietende, schwertgeschmückte Königin Germania! Das Ideal unserer Jugend hat in ihr Gestalt und Leben gewonnen, und so wird bald auf der Höhe des Niederwalds bei Rüdesheim, dort am Ausgange des herrlichen Rheingaus, ihr Ehrendenkmal ragen — ein weitstrahlendes Wahrzeichen der durch deutsche Einheit, deutsche Kraft und Ausdauer gewonnenen Siege! —

Die alte Sage vom Kaiser Rothbart war erfüllt, die richtige Zeit gekommen. Vor des Adlers kühnem Flug flohen die Raben, die das Licht und den Glanz des neuen Tages nicht ertragen konnten. Wilhelm der Hohenzoller hatte den Zauber gelöst, den Bann gebrochen und im Siegesglanze des Reiches Macht und Größe wieder heraufgeführt.

Aber kaum aus dem Felde heimgekehrt, harrten seiner kaum weniger ernste Kämpfe. Nach einem mühe- und segensreichen Tagewerk hatte der greise Kaiser noch keinen Feierabend gefunden und noch weniger sein Kanzler — „Meister muß sich immer plagen“. Die eben gescheuchten alten Raben

waren wieder zurückgekehrt, und wiederum sah man sie, mit heiserem Geträchze Weh und Unheil kündend, um des Kaisers Berg ziehn. —

Gewiß kein zufälliges Zusammentreffen war es, daß eben damals, wo unter dem Waffengeklirr und dem ersten Donner der Kanonen Niemand Zeit und Lust hatte, etwas Anderes zu hören als von Krieg und Kriegsgeschrei, wo Aller Augen wie gefeit auf die beiden Kämpfer gerichtet waren — das unselige vatikanische Dogma fast unbemerkt in die Welt getreten war, am selben Tage mit der französischen Kriegserklärung publicirt (den 19. Juli). Mit dem Pariser Cabinette verbunden, dachte das schwarze Hauptquartier in Rom den lange geplanten Schlag gegen das Herz der germanischen Welt zu führen — wie ja auch eben die frömmelnde spanische Eugenie „diejenige war, die ins Feuer blies hinein“.

Der alte Erbfeind des deutschen Staates, das römische Priesterthum, forderte zur Wiederaufnahme des geistigen Befreiungskampfes heraus. Wiederum ist unserem mit Roms bestem Fluche gesegneten Vaterlande, unserm Deutschland, dem wahrlich vor allen Ländern die geistige Oberherrschaft gebührt, unserm ehrlichen, ernstesten, denkenden deutschen Volke die Ehre des Vortritts im Kampfe zugefallen.

Unser edle Kaiser erkannte es für seine ernste Pflicht, in Gemeinschaft mit seinem genialen Kanzler auch in diesem Ringen „der Führer seines Volkes“ zu sein. Und der starke Träger des kaiserlichen Banners mit dem leuchtenden Sinn-

spruche: „Germania sei's Panier!“ ist der „bestgehaßte“, aber auch bestbekannte Mann — Fürst Bismarck!

Zu ihm steht auch die treue Wacht am Rhein, freudig bereit, unter seiner glückverheißenden Führung die unheimliche, weithin schattende Nacht am Rhein vertreiben zu helfen, in der weiland „Pfaffengasse“ des heiligen römischen Reichs dem Lichte, der Freiheit, deutscher Bildung und Wissenschaft „eine Gasse zu brechen“. Möge es dem Kaiser und seinem Kanzler, die so manchen stolzen Siegespreis errungen, in nicht ferner Zukunft beschieden sein, auch diesen Kampf zum vollen siegreichen Austrag zu bringen, auf daß dann bei uns, hier am doppelt befreiten herrlichen Rhein — nicht dem „katholischen“ Strom, wie Wilhelm Emanuel von Mainz will, sondern dem freien deutschen! — das blutgeweihte treue Wachtlied doppelt hell und freudig erklinge: „Wir Alle wollen Hüter sein!“ — Hüter nicht nur des gepriesenen heimischen, des gemeinsamen vaterländischen Bodens, sondern auch seiner geistigen Güter und Interessen, uns würdig erweisen jener Geistesheroen, die uns im Kampf vorangegangen, deren Standbilder, wie eine erglänzende „Wacht am Rhein“, den theuern Strom hinauf an beiden Ufern ragen: Ernst Moriz Arndt, Johann Guttenberg, Beethoven, Schiller und Goethe!

Schützen wir mit tapferer Hand die geliebte Heimath, diese schönheitprangenden Gaue, die wälscher Frevelmuth uns zu entreißen trachtete, aber wahren wir auch den heiligen Geistesboden, auf dem jene großen Männer, der Stolz der Deutschen, lebten und wirkten! Stehn wir fest und

unverbroffen in deutscher Fehde gegen die finsternen Mächte — unbeirrt durch den Kleinmuth und die Ungeduld derer, welchen, in Unkenntniß großer geschichtlicher Wandlungen, trotz des Sturmschritts der Zeit die Entwicklung der Dinge noch zu langsam geht. Rüsten wir darum auch unsere Jugend mit dem scharfen Schwerte deutschen Geistes — auf daß ein glücklicheres, von langem schmähhchen Drucke erlöstes Geschlecht bei unserem Andenken dankbar sagen möge: Unsere Väter haben es gut gemacht! —

Freilich bedarf es zu diesem hohen, „des Schweißes der Edlen werthen“ Ziele noch harter Kämpfe, einer wahrhaft Bismarck'schen Thatkraft und Ausdauer, eines festen Zukunftsglaubens, der uns mit dem Dichter (Felix Dahn) sagen läßt:

„Wer jagt, daß er des Himmels fehle,  
Der beuge sich des Bannes Streich; —  
Mir ist nicht bang' um meine Seele,  
Steh' ich zum Kaiser und zum Reich.“

Ist doch, mit einem eigenen Spiele des Zufalls, gerade am heutigen Tage im benachbarten Luxemburg ein neues Organ der wüthigen „Hekklapläne“ ins Leben getreten, auf den gelungenen Namen: „Der Kulturkampf“ getauft. Herausgegeben von einem „ultramontanen Artilleristen“, soll es ein „Central-Organ“ sein „für Gesperrte, Gesetzte und Ausgewiesene, sowie für Alle, welche sich für diese interessiren“ — zu dem Ende reichlichst ausgestattet mit „Culturbildern“ in der bekannten schwarzen Tuschmanier. Nun, wir wollen hoffen und, ein Jeder in seinem Kreise und nach dem Maß

seiner Kräfte, treulich dazu mitwirken, daß es sich immer mehr bei uns kläre und lichte, daß der endliche Cultursieg nicht fehle.

Wenn nun neuerdings der vorhin genannte streitbare Kirchenfürst, der erbitterte Feind unseres herrlichen deutschen Sedanfestes, zur Herstellung des „Religionsfriedens“ (wohl-gemerkt: in seinem Sinne!) die Rückkehr zu den Bestimmungen des, übrigens vom Papste verfluchten, Westfälischen Friedens verlangt — wonach, der verwünschten „liberalen Majorität“ zu entgehen, über die jenseitigen Interessen am Ende wieder ein corpus Evangelicorum und Catholicorum (nach heutiger Redeweise etwa: eine evangelische und eine katholische „Fraction“) zu entscheiden hätte — so entgegnen wir mit aller Entschiedenheit: So soll's eben nicht sein, wir wollen keine Scheidung unserer Vertreter, unseres Volkes in zwei confessionell getrennte Heerlager.

Wie Fürst Bismarck in der denkwürdigen Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 16. März die Parole ausgegeben: „Mit Gott für König und Vaterland!“ so lautet heute nicht: „Hie Katholik, hie Protestant!“ der Ruf, sondern wie lange vor der Reformation, wie in alten Hohenstaufentagen: „Hie Welf, hie Waibling!“, „Hie Priester, hie Königsmacht!“ — ein Widerstreit so alt, wie die ein ander-mal von Bismarck mit guter Laune erzählte Geschichte von Kalchas und Agamemnon.

Das deutsche Volk, das Gott so wunderbar wieder zusammengefügt, soll der Mensch, sollen römische Ränke nicht abermals trennen! Wenn auch im religiösen Glauben und

Bekennniß getrennt, sind wir doch eins in unserem politischen Gefühle und Bewußtsein, zusammengewachsen in den mächtigen Körper des neuen, von Rom emancipirten deutschen Reichs. Wie einst ein Ulrich v. Hutten begeistert ausrief: „O Jahrhundert, es ist eine Lust in dir zu leben“, können auch wir uns unserer großen Zeit freuen und rühmen, wo des Reiches Adler, majestätisch vom Fels zum Meer schwebend, die kostbaren Errungenschaften des modernen Staates, vor allem die Denk- und Gewissensfreiheit, unter seine schirmenden Fittiche genommen hat. Da sollen wohl alle die sonstigen Gegensätze und Scheidungen des Lebens aufgehen in das gemeinsame Gefühl der Vaterlandsliebe, und des Sinnes und Glaubens rufen wir frohbewegt mit dem deutschen Dichter aus:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,  
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.“

Gewiß ist dies — auch der heutige Tag bezeugt es — das vorherrschende Gefühl des deutschen Volkes. Nur eine weit verbreitete und verzweigte Partei (von den Bataillonen der rothen Internationale und etlichen anderen versprengten Compagnien mißvergünstigter Elemente läßt sich hier füglich absehen) nur eine steht scheu und verdrossen zur Seite. Ihr ist das Reich nur eine vorübergehende „Zulassung Gottes,“ der eines Tags auch schon das „Steinchen“ schicken wird, den „Koloß“ zu zertrümmern. Wie sehr aber diese unsere schwarzen „Reichsfeinde“ unseren großen Kanzler hassen, in dem sie nicht ohne Grund die geistige Kraft, das höhere Streben des Reiches gleichsam verkörpert sehen, das

bezeugt schon die von dem bekannten ultramontanen Novellisten Conrad v. Volandten so prächtig ausgemalte Geschichte von dem bösen „Mark“. Weil er zur „diocletianischen Christenverfolgung“ gerathen, sie ins Werk gesetzt und geleitet, muß er zuletzt, dem „Gerichte Gottes“ verfallen, elendiglich im Sumpfe umkommen — eine derbe Verbeutlichung der für unsern Bismarck so heiß ersehnten „Nemesis“! — Kein Wunder, daß ein durch solcherlei Lectüre entzündeter wild fanatischer Haß sich bei sonst harmlosen Gemüthern, wie uns die fromme Berliner „Germania“ lehrt, zu Mordgedanken „verdichten“ kann.

„Seht, der Unhold wird immer kleiner!“ frohlocken die zur Verfolgung des fliehenden „Mark“ ausgesandten christlichen Soldaten. Aber nein! rufen wir dagegen: der Mann wird größer und größer! Mit dreifachem Erz umpanzert, steht er „thurmhoch“ über ihnen. Ja, habt ihr nur euren bösen Mark glücklich unter — wir haben unseren besten Bismarck, wo's nur gilt, wohlauf und kampfesfrisch! Nicht mehr „schwankt“, läßt sich trotz alledem sagen, „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, sein Charakterbild in der Geschichte“. Wie er es einst gesagt, ist er heute in der That „der populärste Mann Deutschlands.“

Unter seinem Namen, vor dem sich die richtigen „Frommen“ nur dreimal bekreuzigen mögen, fahren stolze Schiffe über den Ocean, jagen die Dampfrosse von Ort zu Ort, nach seinem Namen nennen sich neue Hallen und Plätze, neue Straßen und Städte! Seine Büste schmückt den Palaß, sein Bild die ärmste, entlegenste Hütte! Ja, auch

die betriebsame Industrie hat sich des gefeierten Namens bemächtigt und fertigt Bismarck-Pfeifen und -Cigarren, der Garten bietet Bismarck-Erdbeeren und -Rosen, und das trotz Paris Mode gewordene Bismarck-Braun spielt in zwanzig verschiedenen Farbentönen.

Und wie einst vom alten Fritz, so sind heute von Bismarck eine Menge Anekdoten, launiger Einfälle und Antworten zc. in Umlauf. Doch genug damit.

Wir sind unserem großen Kanzler — mit warmer Theilnahme, hoffe ich — auf den Bahnen seines dreifachen großen Kampfes gefolgt: seines Kampfes gegen Oesterreich und die diesem anhängende deutsche Kleinstaaterie, gegen Frankreich, gegen Rom, d. h. das die mittelalterliche Weltherrschaft wieder beanspruchende Papstthum, besser heut' gesagt: das giftige, rachsüchtige römische Jesuitenthum, dem mit der milden, duldsamen Lehre Jesu wahrlich eben nur der Name gemein ist.

Betrachten wir noch kurz den echt deutschen Mann, wie er sich uns in einigen charakteristischen Zügen seines Wesens darstellt. Es sind die Eichenblätter, die ich noch zum Lorbeerkranz fügen möchte.

Zunächst nenne ich seine gerade, rückhaltlose Offenheit. „Dieser Bismarck macht uns alle unmöglich,“ jammerte ein Diplomat der alten Schule, der vielleicht des schönen Franzosenworts dachte, daß „die Sprache dem Menschen gegeben sei, seine Gedanken zu verbergen“. Dem entgegen steht Bismarck ganz in unserer parlamentarischen Zeit, wo die Geschicke der Völker nicht mehr hinter den Couliſſen gemacht

werden, wo die Politik immer mehr und mehr die Schleier abwirft, welche sie früher dem nichtzünftigen Blicke verhüllten. Und während seither eine glatte, doppelzüngige Sprache fast zum Handwerkszeug der Diplomaten zu gehören schien, war er es, der sie alle, die nur französisch zu parliren wagten, gut deutsch zu verstehen zwang.

Dazu ist sein gesunder, munterer Mutterwitz, der in so manchen kernigen Aussprüchen und Geflügelten Worten Bismarck's kundgegebene frische, mitunter selbst derbe Humor gewiß auch eine wesentliche, innerlich bedeutsame Eigenthümlichkeit des germanischen Geistes.

Als ein zweiter echt deutscher Zug erscheint uns am Fürsten Bismarck seine ausgesprochene Vorliebe zu einem herzlichen Familienleben, einer gemüthlichen Häuslichkeit, wie sich dies auch in den von einem wohlthuenden warmen Gemüthston durchzogenen Briefen an seine Schwester und Gemahlin deutlich ausspricht. „Kinder, da habt ihr euren Ollen wieder!“ rief er aus, als er, aus dem französischen Felde heimkehrend, die Seinen, seiner wartend, wieder sah. Wieder daheim, am häuslichen Herd!

Und heiter und ungezwungen ist auch der gesellschaftliche Ton und Verkehr in Bismarck's Hause, fern aller steifen, zugeknöpften Förmlichkeit. Hat er doch selbst in seinen berühmten parlamentarischen Soireen den alten deutschen Trank, den edlen Gerstenjaft, salonfähig gemacht und zu Ehren gebracht. Und wie zu Hause der aufmerksamste, liebenswürdigste Wirth, so ist er wiederum, bei Anderen zu Gast, der witzigste, unterhaltendste Gesellschafter.

Ein dritter gleich deutsch zu nennender, ja dem deutschen Volksgenius so recht eigenthümlicher Zug ist seine Liebe zur Natur, zum stillen, dem Geräusch des Stadtlebens ferngerückten Landleben. Es ist nur zu erklärlich, daß ein Mann, der so gewaltig geschaffen, mehr wie andere das Bedürfniß nach Ruhe fühlt. Seine Erholung aber sucht Bismarck nicht in irgend einer schönen „romantischen“ Gegend, er findet sie allein in der idyllischen Ruhe seines einfachen pommerschen Landsitzes. Fast rührend scheint mir an dem mächtigen Manne, der „auf der Schulter von Erz die Säulen des Reichs trägt“ — diese reine Freude an der schlichten Natur, diese treue Anhänglichkeit an die alte Heimath seiner Knabenspiele.

Diese ausgeprägte Vorliebe zu ruhiger Sammlung und ländlicher Zurückgezogenheit hat der Einsiedler von Varzin mit dem Alten von Caprera gemein. Aber in höherem Maße hat es bei Bismarck etwas Heroisches, Antikes, wenn er — wie der alte römische Dictator, sobald er die Feinde geschlagen, zum Pfluge zurückkehrte — nach glücklich abgewickelten Geschäften, mitunter freilich auch wie ein zürnender Achill in sein Zelt, auf sein Landgut am fernen Ostseestrande zurückeilt, zu dem ihm „vor allen lachenden Erdenwinkel“.

Dort in Varzin kann der vielgeplagte Mann nach so viel Sorgen und Mühen einmal freier aufathmen: „Wunderfelig der Mann, welcher der Stadt entfloh!“ Und dort ist vor allem der Wald, der weite, schöne deutsche Wald seine Freude, sein liebster Aufenthalt. Dort zieht er, wie der

mythische Riese Antäus, aus der innigen Berührung mit der zeugenden Mutter Erde neue Kraft zu seinem Wirken. Dort gewiß mögen die großen Gedanken seines Lebens und Schaffens in ihm zur Reife gediehen sein. Und so schritt er denn von Zeit zu Zeit aus dem traulichen Waldfrieden seines bescheidenen Tusculums hinaus zu weltbewegenden großen Thaten! —

Das ist, so erscheint uns Bismarck — und wohl ziemt es sich an seinem heutigen 60. Geburtstage den kerndeutschen großen Staatsmann zu feiern, der, als der beste Arzt, es so meisterhaft verstanden: an dem matt und siech gewordenen deutschen Reichskörper die harte Cur mit Blut und Eisen und, nach weiteren schweren Wehen, mit fester Hand den kühnen Kaiserschnitt zu vollziehen. Es ziemt sich, den Mann zu feiern, dessen hoher Intelligenz und eiserner Thatkraft so glorreiche Erfolge und Errungenschaften wesentlich mitzudanken sind.

Und jetzt wieder ist er es, der, was durch den Heldenthum seiner Söhne dem Vaterlande gewonnen ward, treulich behütet, dessen vollendete Staatskunst vor allem in dem Drei-Kaiser-Bündnisse gegen alle wüsten Rachepläne ein starkes, uneinnehmbar scheinendes Bollwerk aufgerichtet hat. Aber mag auch zur Zeit, wo Frankreich, vornehmlich wieder mit freundlicher Weiberhülfe, völlig in den ultramontanen Sumpf gefahren ist, die Lage weniger bedenklich erscheinen — Vorsicht thut noth — und Bismarck wacht!

„Toujours en vedette!“ lautete das entschlossene Wort des großen Königs für das mächtig aufstrebende, rings von

Feinden umstellte Preußen. „Toujours en vedette!“ — „Immer auf Posten!“ — heißt auch, in ähnlicher Lage, für das neue deutsche Reich die Parole, die militärisch kurze Weisung, die der Dichter (Friedr. Beck) mit dem gewinnenden Wohl laut deutscher Verse umkleidet:

„Wiegt euch in falsche Sicherheit nicht ein!  
Schlagfertig stehen sollen eure Heere,  
Nicht schlummern darf die treue Wacht am Rhein,  
Geschliffen sei das Schwert und blank die Wehre!“

In dieser Lage ist es nächst Kaiser Wilhelm unser Reichskanzler, der, schon durch das bloße Prestige, den Zauber seines Namens die rasenden Dämonen gefesselt und in Respect hält, der allen rothen und schwarzen Gespenstern herzhast zu Leibe geht und wohl auch die alte Hyder innerer Zwietracht mit nerviger Faust zum Tode treffen wird.

Wohl gibt daher vor allem seine mächtige Persönlichkeit, die auch die Widerstrebenden in ihre Bahnen zieht, uns die beste Hoffnung und Gewähr einer gedeihlichen Fortentwicklung, einer vor allen, äußeren wie inneren, Feinden gesicherten Zukunft. Wohl stützt sich durch ihn, dem, zur besten Bezeichnung des noch auszufechtenden Kampfes, das stolze Wort gehört: „Nach Canossa gehn wir nicht!“, die freudige Zuversicht auf Erfüllung der großen Aufgabe, welche vorzüglich dem deutschen Volke in der Geschichte der Menschheit zugefallen ist.

Nach allem ist unser Fürst Bismarck eben einer jener seltenen Männer, die — wie einst in Frankreich ein Richelieu, in England ein Pitt, ja fast wie ein Friedrich der

Große, ein Napoleon — einem ganzen Zeitalter den Stempel ihres Geistes aufprägen und, der eigenen Kraft bewußt und froh, kühn das Jahrhundert in die Schranken fordern! Ein frisch Glück auf! — wo Bismarck sorgt und Bismarck Führer ist!

Mögen sie denn immerhin fortfahren, ihre erprobtesten Sturmböcke gegen die feste Burg unseres Reiches vorzuschicken: „ein Appell an die Furcht,“ sagt Bismarck, „findet in deutschen Herzen niemals ein Echo!“ Fest, wie er selbst dem schützenden und siegenden Genius, kann das Reich seiner weiteren Führung vertrauen.

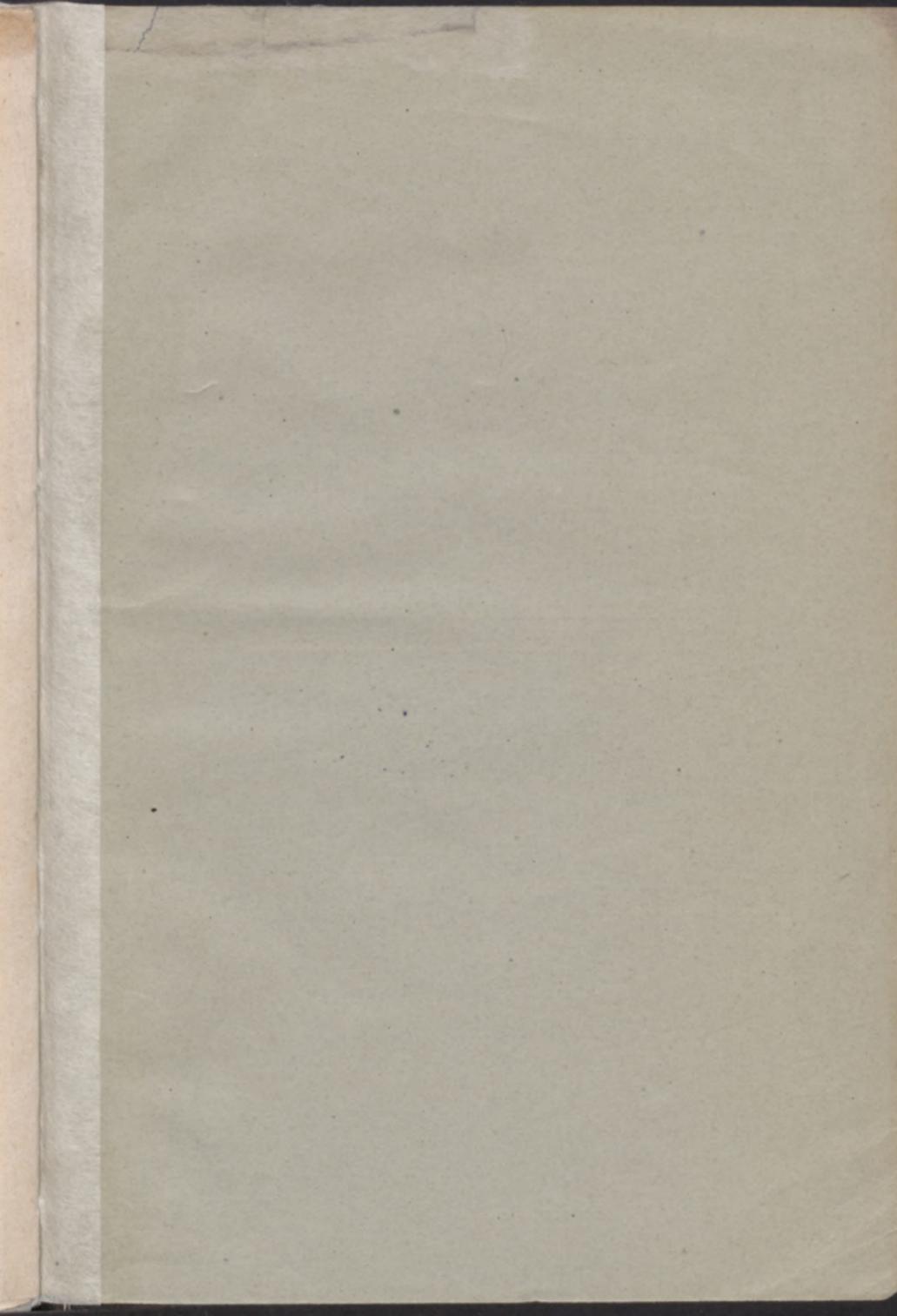
Und so bitte ich denn die hochgeehrte Versammlung, hellauf mit mir einzustimmen in den Ruf: Hoch lebe unser große, geniale Reichskanzler, der wackere Führer zu Deutschlands Einheit und Größe, der muthige Vorkämpfer deutscher Geistesfreiheit und Bildung — Fürst Bismarck!



Biblioteka Główna UMK



300022098203



Druck von Dietz, Soltan in Norden.